

"Seither..." [Schluss]

Autor(en): **Gfeller, Simon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 15 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

9. April 1938

Der Wanderbursch

Wie wandert sich's so wohlgenut
An meinem leichten Stab;
Das macht, weil ich an Gut und Blut
Nichts zu verlieren hab'!
Ein Bursch, der in die Ferne zieht,
Hat Heimat überall:
Bald singt der Sperling ihm sein Lied
Und bald die Nachtigall!

Ich rufe in den Wald hinein
Ein Wort von lust'gem Sinn;
Gleich fällt des Echos Antwort drein,
Daß ich nicht einsam bin!
Ich steige jeden Berg hinan
Und jauchze in die Welt —
Ich lache jede Dirne an,
Die mir den Weg verstellt!

Und wenn's mir einmal nicht behagt
In irgendeinem Nest,
Da wird nicht lang' Ade gesagt,
Mich hält ja niemand fest;
Denn keine Mutter sorgt um mich —
Die schläft im fernen Grab . . .
Ach, manchmal kränkt's mich doch, daß ich
Nichts zu verlieren hab'!

Walter Schweizer.

„Seither . . .“

Von Simon Gfeller

Schluss.

Ja, es gelang mir, sie abzulenken. Wie so oft im Leben erwiesen sich die kleinen Sorgen als Verdränger der großen. Vorbereitungen aller Art mußten ja noch getroffen werden. Was anziehen? Was mitnehmen? Wie verpacken? Reiseun- gewohnten Leuten, die noch niemals mehr als einen Tag von zu Hause fort waren, geben schon solche Kleinigkeiten zu über- legen. Und erst die Sorge um alles Zurückbleibende, um Haus- halt und Stalltiere, um Hof und Garten. Wie könnte man das ohne weiteres verlassen? Zwanzigerlei Anstaltung muß da noch gegeben werden. Man muß doch der Magd noch ein- schärfen, beim Schmelzen der Butter aufzupassen, muß ihr sagen, welche Sorte Kartoffeln zu brauchen, welche zu sparen sind, muß ihr die Hühner und Schweine anbefehlen, muß sie an den Rest ungeplätteter Frühlingswäsche erinnern und so fort. Und zwischenhinein geht der Blick wieder nach innen, die Hände sinken: „Ach Gott, was will ich mich noch um solche Dinge quälen, vielleicht . . . ach . . .“ Und wieder: „Wenn doch der Fritz schon geheiratet hätte, daß eine junge, zuverlässige Frau da wäre!“

Glaub nicht, Schulmeister, daß meine Frau eine leide ge- wesen sei; in solchen Augenblicken schüttelt's den Festesten, und wenn er auch nichts vor den Mund hinaus läßt, inwendig macht er doch Reu' und Leid und nimmt sich vor' nie wieder Böses zu tun; ich wenigstens kann mir's nicht anders denken.

Mir machte besonders Sorgen der Moment des Ab- scheidnehmens vom Haus und den Angehörigen. „Das wird noch etwas können!“ dachte ich.

Unterdessen war es morgen geworden, und Fritz hatte schon eingespannt, um uns auf die Station zu führen. Das Fuhrwerk stand vor der Schwelle. Wir hatten uns sonntäglich angekleidet. Reisekoffer oder Wäschekorb besaßen wir keinen; wozu hätten wir ihn bisher brauchen sollen? Der große Kinds- korb mußte nun Stellvertreter sein, man konnte ja ein Tuch darüber nähen. Ich führte die Mutter hinaus. Am Türpfosten lehnte sie noch einmal den Kopf an und fing an zu schluchzen, und auch mir wurde heiß. „Komm, Mutter, wir dürfen nicht säumen, der Zug wartet nicht.“ Da ermannte sie sich und kam. Als wir schon aufgefessen waren, fiel ihr ein, daß sie das sei- dene Kopftüchlein und die Filzfinken zu verpacken vergessen hatte. Ich ließ sie aber nicht mehr hinunter, die Magd mußte suchen, und endlich hieß es: Hüh in Gottesnamen! Im Garten leuchteten die Schlüßelchen, und am Astrachanerbaum guckten die rötlichen Blustpöhlchen, der große Herzkirschenbaum stand schon in voller Blüte. Aber wir konnten uns ihrer nicht freuen. Unsere Augen waren trübe, unsere Sinne wie traumbefangen. Oben im Rehr warf die Mutter noch einen langen Blick auf unser Heim, dann ging's der Station zu. Dort bricht das Weh noch einmal durch, als sie dem Braunen den Hals streichelt.

„Kauf ihm beim Krämer ein Bißli Zucker...! Bhüet dich Gott, Frik.“

„Bhüet dich Gott, Mutter, und Adie, Vater. Habt nicht Kummer wegen zu Hause; wir wollen schon schauen.“

Wir schluckten alle unsere Tränen und, „Einsteigen, rasch, wir haben Verspätung“, mahnt der Kondukteur. Man hilft uns in die zweite Klasse, ein Pfiff und fort, dem unbefannten Schicksal entgegen. Man sitzt weich in der zweiten Klasse, ja; aber was hilft's, wenn das Herz voller Unruhe ist? Ich tue alles mögliche, um meiner Frau darüber hinwegzuhelfen. „Das ist jetzt Rieddorf, schau, Mutter, und dort drüben Grabenwil, wo ich einmal ein Roß gekauft habe, weist noch: das Köhli mit dem weißen Stern.“ Sie nickte. „Und schau, wie dort schon Gras gewachsen ist!“ Sie nickte wieder. Und bald darauf: „Man hätte die Operation vielleicht noch verschoben können. Der Atem plagt mich jetzt viel weniger.“

So und ähnlich geht es auf der ganzen Fahrt. Die Augen gleiten wohl über dies oder jenes Neue, Fremdartige der Außenwelt; aber das Bild dringt nicht an die Pforten der Seele und glättet nicht die unruhigen Wogen des Innern. „O du armes Muetterli“, seufze ich inwendig, „wenn man dir doch diese Last von der Seele nehmen könnte!“ Wohl erregt der verrückte Hut der einsteigenden Madam einen Augenblick die Aufmerksamkeit. Aber im nächsten bohrt der Wurm schon wieder. Werd' ich's überleben? O die graufamen Schmerzen!“

Endlich ist die Stadt erreicht. Welch ein Gewühl von Menschen! Und alle hoffärtig gepuht, lebensfroh, geschäftig! Wie weh es tun muß, unter allen diesen Glücklichen die einzige zu sein, die schon halb dem Tod verfallen ist!

Wir bestiegen ein Auto. Zögernd, unlustig! Ach ja, es wäre wohl schön, wenn wir einem fröhlichen Anlaß entgegenführen. So aber — warum diese Hast und Eile? Kommt man nicht früh genug ins Haus des Jammers und des Todes?

Oh' wir uns versehen, sind wir am Ort. Die Pforten der Klinik öffnen sich. Das Zimmer ist schon bereit, die Krankenschwester geschäftig. Freundlich tröstend spricht sie der zaghaften Mutter zu. Ja keine Furcht haben! Weit über tausend hat der berühmte Professor schon von diesem Leiden befreit. Dem fehlt's nicht; nur ganz ruhig sein.

In einer halben Stunde stellt sich der leitende Arzt ein und nimmt die Untersuchung vor. Er bestätigt die Aussage unseres Doktors. Nur durch Operation sei gründlich zu helfen. Morgen sollen die Vorbereitungen dazu vorgenommen werden. Also noch eine kurze Gnadenfrist. Die Patientin soll zu- erst ausruhen und Kräfte sammeln. Aber wie kann ein entwurzelter Baum Säfte an sich ziehen? Immerhin: die Krankenschwester ist eine mitleidvolle Seele. Ihre Stimme hat etwas Gewisses, Festes, das tröstet und beruhigt. Der Ton tut einem wohl. „Das Mutterchen soll jetzt ein wenig ruhen und zu schlafen versuchen. Der Mann“, das wäre also ich, „kann derweilen auf den Balkon hinaussitzen — vielleicht raucht er gerne ein Pfeifchen.“ Wie gerne gehorchten wir diesen verständigen Anordnungen! Zumal ich — schon auf der Bahn hatte ein Gelüsten an mir genagt, und die Hand war nach der Tasche gefahren, in der meine Pfeife steckte.

„Aber macht dir das Alleinsein nichts?“ frage ich. „Nein, geh' nur, ich sehe dich ja immer durch die Glastüre.“ So gehe ich denn und stecke in Brand; aber übertreiben will ich's nicht damit, es wär' nicht recht, ich genießen und meine Frau leiden. Aber man mag sagen was man will, gelassener nimmt man doch alles Schlimme, wenn man rauchen darf.

Ja, und nun sitze ich also da auf dem Balkon wie ein Zinsherr und schaue dazu über das Häusergewirr der Stadt und denke: Gestern hast du um die Zeit noch Mist geladen und keine Ahnung gehabt, daß du heute Straffonntag machen mußt! Es ist doch feltam, wie wir Menschen durchs Leben wandeln und nie wissen, was unser harret. Aber gut ist's, sonst verlernte mancher das Lachen. Nun, für den Anfang wäre das Faulenzen vielleicht noch erträglich gewesen, wenn die Sorgen

nicht immer an mir genagt hätten. So aber dehnte sich der Nachmittag unendlich in die Länge. Meine Frau sagte auch: „Mir ist, als wären wir schon weiß Gott wie lange von Hause fort.“ Und nun erst die Nacht! Die Nacht, der Müden Freundin, der Beschwerten Feindin, die Nacht, die vor Kummer und Sorgen das Vergrößerungsglas hebt, die Nacht mit ihren neuen, unbefannten Geräuschen! Zu Hause weiß man sie alle zu deuten: Ach, es ist nur die Maus in der Kammer, die Rake auf der Bühne, das Pferd, das gegen den Plamper hämmert, die Ruh, die an der Stallwand reibt. Aber in der Stadt muß man sich erst einleben. Die Pfiffe vom Bahnhof her, das Rollen des Trams und einiges andere kennt man wohl; aber vieles weiß man nicht zu erklären. Nun, es ist gut, geben sie uns Rätsel auf, Rätsellösen lenkt ab, wenn auch nur einen Augenblick. Rechter Schlaf, tief und fest, war uns keiner beschieden, nur eine Schicht Schlummer, dünn und durchlässig wie Fließpapier. Beide hielten wir uns still, keines wollte das andere am Einschlafen hindern oder wecken. Aber unser Weiher ist auch ruhig auf der Oberfläche, und auf dem Grunde gramfelt allerhand Grausliches umher. Erschöpft vom gezwungenen Stillliegen fragte eines das andere leise: „Schläfst du noch nicht?“ Und das andere antwortete ebenso: „Ich kann nicht.“ Nun durften wir uns wenigstens auf die andere Seite drehen, wenn es nicht mehr zum Aushalten war. Dieses Nuscheln und Herumwerfen und Riffenlehren dauerte bis gegen Morgen, und am Ende war ich so in meine Leintücher verwickelt, daß ich meine Beine fast nicht mehr wiederfand. Merkwürdigerweise hatte meine Frau die ganze Nacht keinen Anfall gehabt, und nun schien auch mir, man hätte mit dem Operieren noch warten können. Doch ein Zurück gab es nicht mehr. Schon am Vormittag holte der Anstaltsarzt meine Frau ins Operationszimmer: „Nur Vorbereitungen“, sagte er leichtthin, „also keine Sorge. Borerst muß der Herr Professor das Herz noch einmal untersuchen. Vielleicht ist nötig, vorher noch etwas Stärkendes zu verordnen. Der Mann bleibt da“, fügte er bei, als ich mitgehen wollte, und faßte Muttern am Arm. Ehe ich ein Wort dazwischenreden konnte, waren sie zur Türe hinaus.

Ich trat auf den Balkon hinaus, schaute den Spaken zu, die sich in der Dachrinne tummelten, rauchte eine Pfeife, beobachtete drei Hunde, die sich in den Anlagen herumalagten, und den Bäckerjungen, der Brot in die Anstalt brachte.

Das dauerte aber lange mit diesen Vorbereitungen! Nun war schon eine Stunde vorbei und meine Frau noch nicht zurück. Ich wurde ungeduldig und regte mich auf. Es mußte nicht gut stehen, gar nicht gut stehen! Immer verlangender spähte ich durch die halbgeöffnete Türe. Endlich bringen sie die Frau. Der Anstaltsarzt trägt sie auf den Armen und legt sie aufs Bett. Sie ist schneeweiß und halb ohnmächtig. Am Halse ein Verband! „Die Operation ist glücklich vorbei“, meldet die Schwester. „Die Vorbereitungen erwiesen sich als überflüssig“, lächelte der Arzt. „Ihr habt uns getäuscht“, sage ich halb froh, halb vorwurfsvoll. „Um euch nicht noch mehr aufzuregen. Ist's nicht gut so?“ „Wohl, wohl“, stammelte ich dankbar und streckte ihm die Hand dar.

Nach einiger Zeit erwachte die Kranke. „Es ist vorbei! Gut vorbei!“ sagte ich. „Ich bin so froh, o so froh!“ antwortete sie und sank bald darauf in einen Erschöpfungsschlaf. „Geht Ihr jetzt ein wenig spazieren“, riet mir die Schwester, der ich offenbar im Wege war. Ich gehorchte nicht ungern. Borerst mußte ich nun doch meinen Leuten zu Hause eine Karte schreiben und Bescheid geben. Eine Karte schreiben? Nein, das ging viel zu langsam, telephonieren oder telegraphieren. Ich entschied mich für das letztere. Mit den Beamten zu verhandeln, war mir zwar sehr zuwider. Lieber hätte ich zu Hause einen ganzen Acker angepflanzt. Und ob ich den Weg in die Anstalt zurückfinden werde, machte mir auch Gedanken. Aber schließlich sind die Stadtleut' auch keine Herrgötter, und reden wird man mit ihnen wohl auch dürfen. Und fuhr nicht das Tram ganz in der Nähe vorbei? Ich ging also auf die Tramhaltestelle und machte mir derweilen das Telegramm im Kopfe zurecht: Operation glücklich vorbei. Mutter schwach, aber auf guten Wegen. Zehnmal wiederholte



Die Faulhornpost (a. Bachalpsee)

Gemälde von K. Anneler

ich's mir, bis ich's fest im Kopfe hatte. Das Telegraphenbureau hab ich glücklich erfragt, und ist alles leidlich gut abgelaufen, ein bißchen eine Stürmerei hat's freilich abgefeht; aber im ganzen war ich zufrieden mit mir und kam mir fast ein wenig großartig vor. So gar keinen Mut hat denn unjereins auch nicht, und daß wir Bauern ganz auf den Kopf gefallen seien, sollen sie in der Stadt nur nicht glauben. Bei einem Kuh- oder Kofhandel wollt' ich's ihnen beweisen. — Aber ich komm' ins Schwätzen und hab das Trom verloren. —

Als ich wieder in die Anstalt kam, war meine Frau wach und hatte schon unruhig nach mir gefragt und geweint. Die seelische Erschütterung hatte sie aus allen Geleisen geworfen. Sie war so reizbar und empfindlich, daß man ihr jedes rauhe Lüftchen abhalten mußte. In der Erste durfte ich gar nicht mehr von ihrer Seite, nicht einmal auf den Balkon hinaus, und zu vieles Reden war uns auch verboten. So mußte ich da am Stuhle kleben und die Hände in den Schoß legen und gähnen. Du meine Kraft, in einem geschlagenen Jahr hab ich zu Hause nicht so oft und so schrecklich gegähnt wie dort in einer Woche. Und ein Heimweh überkam mich, es zerriß mich fast. Dazu diese Spitalkost! Kein Bissen schmeckte mir recht: Nicht aus Geiz, mehr um uns nicht aufzublähen, hatten wir uns die einfachste Kost verschrieben, und nun genügte sie uns nicht. Uns in eine höhere Klasse einreihen zu lassen schämten wir uns, und solange es mit der Mutter noch auf der Rippe stand, mochten wir nicht großtun. Und was hätt's geholfen? Vielleicht hätt's noch weniger Kartoffeln, noch weniger Kohl und Rübli und noch mehr Fleisch gegeben, Fleisch, das wir mit unsern alten Zähnen nicht beißen konnten. O wie oft malten wir uns die Herrlichkeit aus, an einem wohlbesetzten Bauernstisch zu tafeln, vor uns eine mächtige Schüssel Käsuppe, einen Haufen geschwellte Kartoffeln, Milch, Schnitz und anderes Gemüse, unabgeteilt und so reichlich, daß man das Gefühl hat: Du dürftest dreimal hungrier sein, es wär doch genug da! Daß man nicht immer Komödie spielen müßte: Ich mag nichts mehr, nimm du's nur, das letzte Stücklein da!

Und daß man keinen Augenblick die Füße strecken darf, wie man gerne möchte! Und überhaupt dieses Leben mitten zwischen Heustöcken von Krankheit und Elend, wind und weh wird es einem dabei. Und keine Arbeit und kein rechter Schlaf! Wenn ich nur hätte ein Klafter Holz spalten dürfen oder ein paar Duzend

Reiswellen hacken! Aber so wie ein Spittler den ganzen Tag herumtratschen, wer hielte das aus! Kurz, ich fiel von einer Wunderlichkeit in die andere und hatte doch so viel Grund, dankbar zu sein. Meiner Frau ging es ja soweit ganz ordentlich, nur daß sie auch Heimweh hatte und sich langweilte wie ich. Ihre Nerven hatten sich wieder erholt, und am fünften Tag willigte sie ein, daß ich nach Hause durfte, um das Geld zu holen für die Bezahlung der in Aussicht stehenden großmächtigen Rechnung. Im Augenblick des Fortgehens hatte ich nicht viel Barvorrat im Hause gehabt und meinem Sohne Auftrag gegeben, auf der Sparfasse etwas zu erheben.

„D wenn ich doch nur auch mit dir kommen könnte“, sagte meine Frau beim Mittagessen, und als ich ging, hatte sie Tränen im Auge.

„Wein' nicht“, tröstete ich, „das ist nun doch noch zu erleben, und morgen komm' ich ja wieder, und dann weiß ich dir viel zu erzählen, und mitbringen tue ich auch allerhand, ein paar rotbackige Kenter und die Bismete und wer weiß, was sonst noch.“ Wir rieten noch ab, was ich denen zu Hause kramen solle, und dann schaufelte ich ab. Sie winkte mir durchs offene Fenster nach; ich gab ihr mit dem Stock ein Zeichen, und dann ging's um die Ecke.

Heim, heim! Nie hatte ich gewußt, welch unbeschreibliche Süßigkeit in diesem Worte liegt, nun schmolz es mir über die Zunge wie eine Honigscheibe. Wie gerne hätte ich dem Schalterbeamten, der mir die Fahrkarte reichte, ein Trinkgeld gegeben! Nur die Furcht, ausgelacht zu werden, hielt mich davon ab. Es war auch gut, denn der Zug hatte Verspätung! Und mich reute jede Minute. Auf der Aussteigtation nahm ich mir nicht Zeit, ein Glas Wein zu trinken, obschon Bekannte da waren. Unverweilt stieg ich hügelan und kam gerade recht, um zu sehen, wie die Abendsonne mein Besitztum liebte und vergoldete. Hier auf diesem Plage war's und ein Abend wie der heutige. Geweint hab ich wie ein Kind. Damals hat mir der Herrgott den Flirz aus den Augen gewischt und mit Sonnenstrahlen auf mein Heim geschrieben, wie schön es sei. Als ich da den Schrägweg hinab auf mein Haus zuschritt, hab ich im Vorbeigehen jedem Baum mit der Hand einen Streichel und Schmeichel gegeben!

Und seither sind mir noch mancherlei Spinnhuppen aus dem Kopfe geflogen. Seither weiß ich, was ich an meinen Leuten hab und weiß, daß die Welt nicht aus den Angeln springt, wenn

der Daniel einmal nicht mehr da ist. Seither bin ich nicht mehr bloß der Ackerstier, der in den Kummer liegt, daß die Seitenblätter surren, seither ist mein Gemüt offen für viel Schönes und Gutes, das mir früher entgangen ist, seither eracht ich es nicht für verlorne Zeit, das Herz zu füllen mit Freude und Dank. Und meine Frau, die ich dann auch wieder heimgeholt hab, ist darin mit mir einig. Wenn wir eine Kuh schlachten müssen oder uns ein Mostfäßlein ausrinnt oder ein Sensesblatt zerreißt, hinterfragen wir uns nicht mehr, sondern wissen, daß es Schlimmeres zu ertragen gibt. Und wenn wir andern etwas helfen können . . .“

In diesem Augenblick trat eine Magd vor Daniels Haus und rief zu uns herauf: „Drätti, z'Nacht essen!“ und er hob den Arm zum Zeichen, daß er den Ruf vernommen habe.

Draußen an den Schneebergen starb langsam der Widerschein der untergegangenen Sonne. Wir standen auf, verabschiedeten uns, und ich sprach: „Du, Daniel, das schreib ich doch auf!“

Er zuckte die Achseln: „Derlei muß man selber durchfechten, erst dann trägt's die rechte Frucht.“ Und wir gingen.

Der Taschenkalender

Von Wilhelm Gfeller

Man sage nicht, daß unser Zeitalter ohne Romantik wäre. Je trockener der Alltag des einzelnen, je sachlicher sein Beruf, desto größer der Hunger nach der Poesie des Erlebens. So auch bei Hans Fürst, der tagsüber im Fabrikssaal auf dem Zeichenbrett Maschinenbestandteile scharf umriß, während er in seinen Mußestunden verschwommenen fernen Träumen nachhing. Wie alle jungen Menschen träumte natürlich auch er vom Glück. Es sah wie eine Frau aus, hatte aber noch keine bestimmte Gestalt angenommen. Manchmal ähnelten die Phantasiebilder Evelyn, mit der ihn eine Tante unbedingt verheiraten wollte, manchmal der sachlichen Kollegin aus der Kartothek, dann wieder der kleinen Liesel, um schließlich in unbestimmte Formen zu zerfließen.

„Na!“ sagte Hans Fürst, da er mit dem Fuß an einen Gegenstand gestoßen war, in dem er, aufgehoben, einen Taschenkalender erkannte, wie ihn Damen zu besitzen pflegen. Ein leiser diskreter Duft unterstrich diese Annahme. Herr Fürst reinigte den Fund zunächst, indem er behutsam mit dem Ärmel den Straßenstaub abwischte, dann steckte er ihn ein. Erst als er in seinem Café saß, in dem er nach der Arbeit die Zeitungen zu lesen pflegte, machte er sich daran, den Kalender mit Genuß zu untersuchen. Richtig, da stand auch der Name: „Rena Kocher.“ Die genaue Anschrift folgte. Die nächste Seite zierte die gedruckte Ueberschrift: „Dinge, die man leicht vergißt.“ Und dann kamen fein säuberlich all die Dinge angeführt, auf die Männer schrecklich neugierig zu sein pflegen, wie Schuhnummer, Brustumfang, Tailleurweite, Sparkassenbuch-Nummer usw.

Herr Fürst rief den Kellner und ließ sich vom Lexikon den Band mit „B“ bringen. Er verglich die im Kalender vorgefundene Maße mit denen der Venus von Milo und war sehr zufrieden. Dann blätterte er weiter. Schon beim 5. Januar fand er stenographierte Aufzeichnungen, die ihm verrieten, daß es sich hier um eine Art Tagebuch handle. Wäre er nun ein hundertprozentiger Kavaliere gewesen, dann hätte er den Kalender zugeklappt, ihn in einen Briefumschlag gesteckt, mit Anschrift versehen und in den nächsten Briefkasten geworfen. Da er aber nur neunzig Prozent erreicht hatte und sich trotzdem ganz wohl dabei fühlte, las er ruhig weiter. Am 14. März stand geschrieben: „Es gibt so wenig Männer. Ich möchte einen Mann haben, der stark wie ein Löwe ist, bei dem ich mich ganz geborgen fühlen kann . . .“

Herr Fürst weitete unwillkürlich seinen Brustkorb und fühlte sich bereits als Löwe. Beim 1. Mai fand er: „Herr M. wollte mich küssen. Ich habe ihm eine Ohrfeige gegeben, dem zudringlichen Kerl. Diese Männer glauben, wenn ein Mädchel schuklos ist . . .“

„Recht geschieht ihm, dem Halunken!“ rief Herr Fürst und schlug auf den Marmortisch.

„Wie, bitte?“ erkundigte sich der Kellner.

„Nichts, danke“, meinte der junge Mann und wurde rot.

Am 13. Juni hieß es: „Warum kann ich nicht den passenden Mann finden? Ich bin doch hübsch! Es ist schon so: die, die mich wollen, die interessieren mich nicht, und der, dem ich all meine Liebe und mein ganzes Sein schenken könnte, der weiß nichts von meiner Existenz. Das Leben ist tragisch.“

„Die Frau hat Seele“, meinte Herr Fürst. „Sie, Kellner, Briefpapier!“

Herr Fürst schrieb an Fräulein Rena Kocher, daß er um die Gunst bäte, ihr den gefundenen Taschenkalender persönlich überreichen zu dürfen.

Zwei Tage lang irrte er weltverloren umher. Am dritten bekam er endlich Antwort: er durfte. Und dann traf er sie am späten Nachmittag bei der Uhr im Park. Er hielt artig den Kalender in der Hand, so daß sie ihm gleich zulächeln konnte. Sie war nicht schön, aber immerhin ganz hübsch, und beim Abschied gegen Mitternacht war sie die schönste Frau der Welt. Und die schönste Frau der Welt heiratet man natürlich.

Es war sehr schön. Und als sie zum erstenmal ihren Hochzeitstag feierten, fragte die junge Frau ihren Mann: „Sag' einmal, Hans, hättest du mich auch geheiratet, wenn wir uns in Gesellschaft oder auf eine andere wenig originelle Art kennengelernt hätten?“

„Wenn ich ehrlich sein soll“, meinte Hans bedächtig, „ich weiß es nicht. Ich kannte vor dir andere Mädchen, bei denen ich Chancen hatte — wenn sie auch nicht so nett waren wie du. Aber bei dir war es gerade die Romantik, die sonderbare Art des Kennenlernens, und wohl auch der Umstand, daß ich aus jenem Taschenkalender in deine schöne Seele sehen konnte!“

„Dann ist es gut, Liebster“, flüsterte die junge Frau und lächelte verjornten vor sich hin. Sie dachte darüber nach, daß jede Mühe ihren Lohn findet, denn sie hatte damals in fünf Taschenkalender dieselben Eintragungen gemacht und die fünf Taschenkalender an fünf verschiedenen Stellen verloren. Nur einen mit Erfolg, aber das genügte.

Kanzlist Stüderli

Von Fritz Grossenbacher

Seit vierzehn Jahren arbeitete er am hintersten Stehpult im Dienste der Aktiengesellschaft Schmetter & Co. Vor ungefähr neun Jahren hatte er zum erstenmal behauptet, die Welt, das heißt die Menschen, würden von Tag zu Tag schlechter, und das war die einzige Ansicht, welche er im Verlauf der vielen Jahre nicht änderte. Das Verhalten der Steno-Daktylographin Meier hatte ihm diese Ansicht eingebrannt. Das war doch einfach schandbar, einen Junggesellen, dem ein glückliches Eheleben vor-schwebte, derart zu täuschen und dem Spott der Kollegen auszuliefern!

Stüderli kaute am Federhalter und kritzelte dann einige Zahlen in die Bücher, welche die Firma jeweilen der Steuerverwaltung vorzulegen hatte. Da öffnete sich die Türe. Prokurist Schwenkert schritt die Front ab. Stüderli haßte ihn; aber auf dem Papier sirrte die Feder ihre schönste Kontormelodie. Ja, Stüderli war eben ein guter Kanzlist.

Am jedem Biertisch sprach man davon, daß der Prokurist der Firma Schmetter & Co. fünfzigtausend Franken unterschlagen habe. Das Lokalblatt hatte das Ereignis der Leserschaft fettgedruckt vorgelegt und eine redaktionelle Randglosse betonte, daß die Vermutung, Schwenkert habe das Geld an Frauen gehängt, wahrscheinlich nicht stichhaltig sei. Das alles war Arznei für Philipp Stüderlis Minderwertigkeitsgefühle. Konnte er es verantworten, die Mitbürger über das Individuum Schwenkert im Unklaren zu lassen? Nein! Und er hielt mit seinen Kenntnissen nicht zurück. Der Papagei Gocko schüttelte den Kopf und konnte nicht recht begreifen, daß sein Herr abends so häufig eine bessere Krawatte umband und ihn dem Schicksal überließ. Im „Löwen“ ftieg Herr Stüderli innert Stunden zum Vertrauensmann empor. Mit wahrer Hingabe schilderte er dem unbekanntem Herrn mit den halben Brillengläsern, den großtuerischen, recht-